

Stellt die frühe Kindheit doch die Weichen?

Autor(en): **Perrig-Chiello, Pasqualina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen**

Band (Jahr): **19 (1993)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Stellt die frühe Kindheit doch die Weichen?

Zur Bedeutung der psychosozialen Prophylaxe im Frühbeieich

VON PASQUALINA
PERRIG-CHIELLO

Die Frage, ob die Frühkindheit die Weichen für eine gesunde oder gestörte Persönlichkeitsentwicklung stellt, hat jahrzehntelange Kontroversen ausgelöst. Von der Beantwortung dieser Frage hängt viel ab – so unter anderem auch die Legitimation einer primären Suchtprophylaxe, die ja den Anspruch erhebt, Störungen vorzubeugen, noch bevor sie entstehen. Die Psychoanalytiker Spitz, Bowlby und Goldfarb formulierten in den 40er Jahren unabhängig voneinander die Deprivationslehre. Demnach wird die frühe Kindheit als kritische Periode angesehen, in der die Bindungsfähigkeit etabliert wird. Mutterentbehrung in dieser Phase führt zu bleibenden Persönlichkeitsstörungen. Angst, Apathie, soziale Anpassungsprobleme, Depression, Abhängigkeit, Ambivalenz, aber auch intellektuelle Entwicklungsverzögerungen sind einige der Hauptsymptome. Der frühen Kindheit kommt somit eine determinierende, schicksalshafte Bedeutung zu. Mary Ainsworth hat diese Forschungstradition fortgesetzt und ausgedehnt. Insbesondere hat sie die Bedeutung eines feinfühlig, responsiven mütterlichen Verhaltens für die Entwicklung der Bindungssicherheit und des Vertrauens beim Kind betont. Nach Ainsworth (1973) entwickeln Kinder diese Sicherheit, wenn sie darauf vertrauen können, dass die Mutter für sie physisch und psychisch verfügbar ist, und dieses Vertrauen entsteht, wenn die Mutter die Signale des Kindes erkennt und darauf zur richtigen Zeit- in angemessener Weise reagiert. Jahrzehntlang galt die Deprivationsleh-

re als richtungsweisend in der psychosozialen Theorie und Praxis. So ist es ihr zu verdanken, dass die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf die oftmals menschenunwürdigen Bedingungen in der institutionellen Versorgung sozial benachteiligter Säuglinge und Kleinkinder der Kriegs- und Nachkriegszeit gelenkt wurde.

Gegen den von der klassischen Deprivationslehre propagierten Determinismus und gegen die Mystifizierung der Mutterrolle wandten sich in den 80er Jahren immer mehr Stimmen. So wiesen Ernst und von Luckner (1935) in Langzeitstudien nach, dass psychosoziale Faktoren (also z.B. chronische familiäre Spannungen, aggressive Erziehungsmethoden, persönliche Schwierigkeiten der Eltern, Scheidungen) in einem weitaus engeren Zusammenhang mit späteren Störungen stehen als die frühkindliche Deprivation an sich.

Neueste Untersuchungen scheinen einen Mittelweg zwischen beiden kontroversen Positionen aufzuzeigen: Grossmann & Grossmann (1991) ziehen aufgrund ihrer breitangelegten Langzeitstudien den Schluss, dass Kleinkinder, die in der frühen Kindheit negative, un stabile Bindungen haben, diese Erfahrungen verinnerlichen und in ihrer Persönlichkeitsentwicklung negativ beeinflusst werden. Klar verwerfen die Autoren jedoch aufgrund ihrer Resultate die Annahme der klassischen Deprivationslehre, wonach nur die Mutter, bzw. nur eine Bezugsperson das Bindungsbedürfnis eines Kleinkindes stillen kann. Wichtig sei vielmehr, dass das Kind mit seinem Bindungsbedürfnis überhaupt ernstgenommen wird, egal ob von einer oder mehreren Bezugspersonen.

Seit einigen Jahren kursiert der Begriff «unverletzliche Kinder», Kinder also, die sich trotz misslicher frühkindlicher Erfahrungen gesund entwickeln. Der Begriff ist verhängnisvoll und irreführend: Emmy Werner (1982) hat in einer Lang-

blematik unmittelbar nicht betroffen sind. Nur mit diesen kleinen Schritten vermögen wir gemeinsam gegen das bei vielen Mitmenschen leider vorherrschende St. Floriansprinzip anzukämpfen. Ich rufe Sie deshalb auf: Marschieren, oder vielmehr schreiten Sie mit!

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine erfolgreiche Tagung und – was an solchen Tagungen genauso wichtig ist, viele neue Kontakte mit Kolleginnen und Kollegen, die im gleichen Arbeitsgebiet tätig sind. Fast nirgends hat ein alter Ausspruch seine Berechtigung wie bei der Drogenpolitik: «Mitenand goht's besser!» ■

Inserat

CAROLE GAMMER, PH. D.

WEITERBILDUNG IN
PHASISCHER PAAR- UND
FAMILIENTHERAPIE

Einführungsseminar:
4. bis 6. Juni 1993 in Zürich

Beginn des dreijährigen
Weiterbildungsprogrammes:
2. bis 6. November 1993

Für Ärzte, Psychotherapeu-
ten, Psychologen, Psychiater
und Sozialarbeiter.

Kursprogramme
erhältlich bei:
Adm. Erica Brennwald,
Karlstrasse 21, 8610 Uster,
Tel. 01 940 13 57



zeitstudie Kinder, die von Geburt an gravierenden medizinischen, sozialen und emotionalen Stressfaktoren ausgesetzt waren, bis zu ihrem 32. Lebensjahr beobachtet. Auch bei ihrer Stichprobe gab es Kinder, die scheinbar «unverletzt» all die Stressfaktoren überwandten. Bei genauerer Analyse stellte es sich heraus, dass gerade diese Kinder in den ersten zwei Lebensjahren eine bzw. mehrere verlässliche Bezugspersonen hatten. Diese Kinder hatten hierdurch Ressourcen, die ein zielorientiertes Verhalten begünstigten. Diese Ressourcen kumulierten sich im Lauf der Jahre: Die Kinder machten

einen Schulabschluss, sie schlossen eine Berufslehre ab und gingen längerfristige Partnerschaften ein. Schliesslich haben auch öko-systemische Ansätze in der Familienforschung klärende Befunde gebracht. Kritisiert wird an der traditionellen Deprivationsforschung, dass Studien menschlicher Lebensverläufe sich nach wie vor fast ausschliesslich auf die individuelle Analyse beschränken und familiäre und gesellschaftlichen Faktoren ausklammern würden. Belsky (1991) hat in Langzeitstudien diese Faktoren miteinbezogen. Seine Resultate weisen darauf hin, dass eine unsi-

chere Vorhersagbarkeit der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung einhergeht mit einer Abnahme der Ehezufriedenheit der Eltern. Darüberhinaus zeigten die Väter der Kinder, die mit der Zeit zunehmend unsteter und unzufriedener wurden, von Anfang an wenig Einfühlungsvermögen gegenüber den Gefühlen anderer Menschen. Zudem wies Belsky nach, dass unsichere Bindungsbeziehungen zwischen Mutter und Kind einhergingen mit der Eheunzufriedenheit der Mutter.

Fazit 1: Trotz unterschiedlicher Forschungsparadigmen und – Ergebnissen

kann gefolgert werden, dass der frühen Kindheit nachgewiesenermassen für die Persönlichkeitsentwicklung eine entscheidende Rolle zukommt.

Kommen wir zurück auf die primäre Suchtprophylaxe. Wo sollte sie nun optimalerweise ansetzen? Die in Theorie und Praxis wohl akzeptiertesten Modelle gehen davon aus, dass die Entwicklung von Suchtverhalten von mehreren interagierenden Risikofaktoren getragen wird. Solche interaktionistischen Positionen werden von Brown, Mott & Stewart (1992) zusammengefasst. Demnach ist Suchtverhalten abhängig von 1) intraindividuellen Einflüssen (kognitive und emotionale Persönlichkeitsmerkmale), 2) Familie und Gleichaltrigengruppen und 3) soziokulturellen Einflüssen (Sozialstatus, ethische und religiöse Einflüsse, Nachbarschaft). Den Autoren zufolge kommt den Persönlichkeitsfaktoren die grösste Prädiktionskraft zu, gefolgt von den soziokulturellen und familiären Einflüssen.

Fazit 2: Angesichts der Wichtigkeit, die sowohl Persönlichkeitsfaktoren als auch Umweltfaktoren bei der Suchtentwicklung zukommt einerseits, und angesichts der ausschlaggebenden Rolle der frühen Kindheit andererseits, kommen wir zum Schluss, dass eine psychosoziale Prophylaxe im Frühbereich nicht bloss angebracht, sondern notwendig ist.

Da somit die Legitimation für eine psychosoziale Prophylaxe im Frühbereich erbracht wäre, bleibt nun die Frage nach der Form. Ausgehend vom Leitsatz prophylaktischer Bemühungen, «Risikofaktoren verringern – Schutzfaktoren stärken», möchten wir hier einen Schutzfaktor hervorheben, nämlich den der Kontrollüberzeugungen.

In der Psychologie hat das Konzept der Kontrollüberzeugungen in den letzten Jahren einen beispiellosen Aufschwung erlebt. Was sind Kontrollüberzeugungen? Die Grundidee ist die, dass der

Mensch nach Autonomie und Kontrollmöglichkeiten strebt: Er braucht ein Minimum an Kontrolle, um sich mit der Umwelt erfolgreich und zufriedenstellend auseinanderzusetzen. Menschen unterscheiden sich in ihren Kontrollüberzeugungen, dies ist biographisch verankert. Kontrollüberzeugungen sind Glaubenssysteme bzw. Erwartungen von Personen darüber, ob Ereignisse in ihrem Lebensraum beeinflusst werden können oder nicht. Es lassen sich drei Arten von Kontrollüberzeugungen unterscheiden:

- 1) interne Kontrollüberzeugungen: Ereignisse werden abhängig vom eigenen Handeln erlebt,
- 2) externe Kontrollüberzeugungen: Ereignisse werden abhängig von aussen erlebt (von anderen Menschen) und
- 3) schicksalshafte Kontrollüberzeugungen: Ereignisse werden abhängig von Zufall, Glück, Pech, usw. erlebt.

Belastungs-Bewältigungsverläufe werden in hohem Masse von Kontrollüberzeugungen geprägt. Bei objektivem Kontrollverlust (Arbeitslosigkeit, Heimeinweisung, Partnerverlust, Invalidität) beispielsweise reagieren Menschen mit stabilen, internalen (selbstverantwortlichen) Kontrollüberzeugungen gelassener als solche mit schwachen, externalen (schicksalshaften) Kontrollüberzeugungen. Je geringer die subjektiven Kontrollpotentiale, desto hoffnungsloser, resignierter blickt die Person auf ihre bisherige und zukünftige Entwicklung.

Fazit 3: Kontrollüberzeugungen dienen als «Belastungspuffer», sie sind Schutzfaktoren: Ein positives Selbstbild, sowie das Gefühl personaler Kompetenz und Kontrolle, ermöglichen eine realistische Antizipation der Belastung.

Der Grundstein für Kontrollüberzeugungen wird zwar in der Frühkindheit gelegt. Kontrollüberzeugungen können aber auch später, wenn auch mit viel grösserem Aufwand verändert werden.

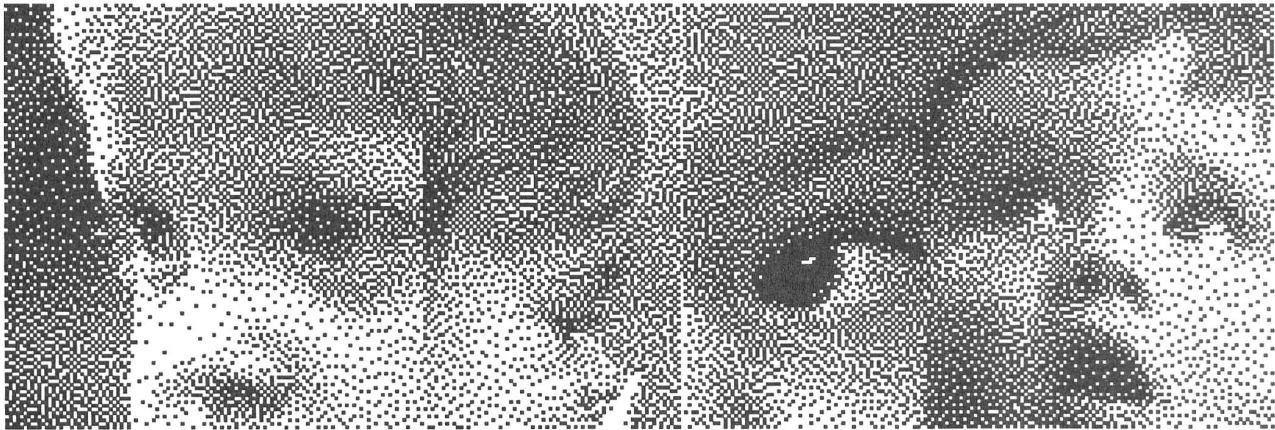
Wie kann nun gewährleistet werden, dass Kinder von Anfang an, solche Schutzfaktoren wie stabile Kontrollüberzeugungen, positives Selbstbild und Stressresistenz mitbekommen?

Hier einige Prämissen auf psychosozialer Ebene:

- 1) Kinder und ihre Familien brauchen eine Atmosphäre der Akzeptanz und Unterstützung (Nestwärme, Lebenslust)
- 2) Kinder und ihre Familien brauchen stabile, kontrollierbare interne Bedingungen: Regelmässigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit (stabile, kontinuierliche, zuverlässige Bezugspersonen/Partner)
- 3) Kinder und ihre Familien brauchen stabile, kontrollierbare externe Bedingungen: soziale Netzwerke (Freunde, Verwandte, Kontaktstellen)

Fazit 4: Gerade weil in unserer Zeit, objektive wie auch subjektive Kontrollmöglichkeiten in hohem Masse gefährdet sind (oekonomische Krisen, Umweltzerstörung, Zerfall der Kleinfamilie) und Erziehende in ihrer komplexen Aufgabe auf sich selbst gestellt sind, kommt der Netzwerkförderung in Form von institutionalisierten Betreuungseinrichtungen, sowie Stellen der ambulanten Familienhilfe eine grosse Bedeutung zu.

Sozial- und familienpolitische Massnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen – nicht nur vordergründig risikobelasteter Familien (Suchtverhalten kommt in allen Schichten vor) – stellen wichtige primärpräventive Ansatzpunkte zur Reduktion von Problemverhalten dar. Evaluationsstudien über Primärprävention im Frühbereich sind ermutigend: Slaughter (1983) führte ein Eltern-Kind-Beratungsprojekt durch. Die Eltern, die sich aus der schwarzen Unterschichtsbewölkerung rekrutierten, trafen sich in Gruppen à 10-15 Personen, um ihre Erfahrungserfahrungen auszutauschen, sozia-

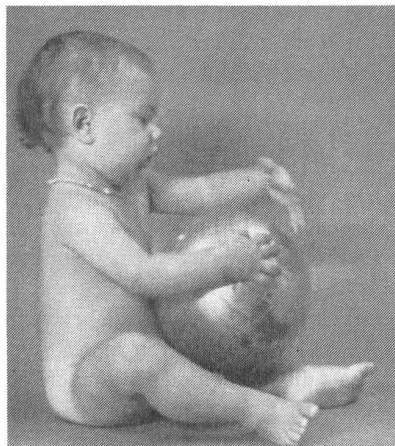


le Problemlösestrategien und kognitive Stimulationstechniken mit ihren Kindern zu üben. Die Evaluation dieses Projektes zeitigte noch nach Jahren eine bessere Mutter-Kind-Interaktion und eine erhöhte soziale und kognitive Kompetenz bei den Kindern. Dass solche Interventionen langfristige Effekte haben, zeigt auch eine Studie von Lazar & Darlington (1982), welche positive Effekte von Frühinterventionen bis weit ins Jugendalter der Kinder beobachten konnten.

In einem Übersichtsartikel kommen Peterson, Zink & Farmer (1992) zum Schluss, dass vor allem Interventionen in Form von Erziehungshilfen (Hausbesuche, Müttertreffs, Selbsthilfegruppen) noch nach 5 Jahren positiv nachwirkten: Die Mütter waren zuversichtlicher und ihre Kinder autonomer und sozial kompetenter als unbehandelte Kontrollgruppen. Auf die Notwendigkeit der familienbegleitenden Elternarbeit weist auch die deutsche Politikerin Rita Süssmuth hin. Während die Berufsqualifikation einen unverändert hohen Stellenwert einnimmt, sei es um die Elternarbeit still geworden. «Es sollte jedoch nicht vergessen werden, dass in einer Welt mit rasch veraltendem Wissen in den verschiedensten Lebensbereichen gerade auch der familiäre Bereich nicht vernachlässigt werden darf. Dabei geht es nicht darum,

Menschen zu bevormunden, sondern jenen zu helfen, die Information, Orientierung und Beratung suchen» (Süssmuth, 1991,30).

Stellt die Frühkindheit nun doch die Weichen? Wir haben versucht, diese Frage jenseits ihrer ideologischen Verbrämung anzugehen. Der einzige Schluss, der sich uns nach eingehender Analyse der empirischen Befundlage aufzwingt ist der, dass der frühkindlichen Entwicklung sehr wohl eine entscheidende Rolle zukommt und dass Suchtprävention im Frühbereich notwendig ist. Wie sagte doch Benjamin Franklin: «An ounce of prevention is worth a pound of cure». ■



Literatur

- Ainsworth, Mary. (1973) The development of infant-mother attachment. In B. Caldwell & H.N. Ricciutti (Eds) Review of child development research. Chicago: University of Chicago Press
- Belsky, J. (1991) Ehe, Elternschaft und kindliche Entwicklung. In A. Enfer, B. Minsel, S. Walper (Hrsg) Zeit für Kinder. Weinheim: Beltz
- Brown, Sandra, A., Mott, Mariam, A., Stewart, M.A. (1992) Adolescent alcohol and drug abuse. In C.E. Walker & M.C. Roberts (Eds) Handbook of clinical child psychology. New York: Wiley
- Ernst, Cecile., v. Luckner N. (1985) Stellt die Frühkindheit die Weichen? Stuttgart: Enke
- Grossmann, K. & Grossmann, Karin. (1991) Ist Kindheit doch Schicksal? Psychologie heute, 8, 21-27.
- Lazar, I. & Darlington, R. (1982) Lasting effects of early education: A report from the consortium for longitudinal studies. Monographs of the Society for Research in Child Development, 47, 2-3
- Peterson, Lizette, Zink, Michelle & Farmer, Janet. (1992) Prevention of disorders in children. In Walker, C.E. & Roberts, M.C. (Eds) Handbook of clinical child psychology. New York: Wiley
- Slaughter, D.T. (1983) Early intervention and its effect on maternal and child development. Monographs of the Society for Research in Child Development, 48, 4.
- Süssmuth, Rita. (1991) Postulate eines gesellschaftlichen Handelns für Kinder. In A. Engfer, B. Minsel, S. Walper (Hrsg) Zeit für Kinder. Weinheim: Beltz
- Werner, E.E. & Smith, R.S. (1982) Vulnerable but invincible: A study of resilient children. New York: McGraw-Hill